

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 124.

Sonntag, 7. Mai

1933.

## Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenbergr.

14. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Umsturz kam dann mit grauenvoller Deutlichkeit. Ein paar von uns hielten's nicht aus — nahmen sich das Leben. Die Härteren wurden wie von einem Blutausch ergriffen. Ich kam in die Sitzungen des Komitees. Es gab endlose Debatten über die Macht-ergreifung, über die Sozialisierung, die ohne eine Art Krieg im Inneren nicht zu erreichen war. Es gab geistgeberische Improvisationen, die am nächsten Tag wieder verworfen wurden. Mich schickten sie in den Kaukasus, um da zu organisieren. Da war ich ein paar Jahre. Furchtbar waren jedesmal die Reisen nach Petersburg, wenn ich Bericht erstatten mußte. Es gab auch Auseinandersetzungen wegen der zu wenigen Todesurteile und so weiter — aber ich lebte doch in einer gewissen Unabhängigkeit. Und — was das wesentlichste ist, es war doch etwas von Aufbau da unten, nicht nur die grausige Zerstörung, die ganz Rußland beherrschte. Gegen den furchtbaren Krieg der Regierung gegen die Bauern, gegen die Hungersnot versuchte ich mit ein paar anderen zu arbeiten! Aber das Mißtrauen in Petersburg gegen mich wuchs. Und sie wollten sehen, wie fest sie mich in der Hand hätten, wie sie mir trauen könnten. Ich bekam den Auftrag, nach Deutschland zu fahren. Wie teuflisch das war, wußten sie vielleicht gar nicht einmal! Sie wußten nur, daß ich an meiner organisatorischen Arbeit, an meinen Leuten hing. Und wenn ich nicht alles kaputtmachen wollte, was ich in langen Jahren mühsam aufgebaut hatte, wenn ich wieder zurückkommen wollte, in den Kaukasus, mußte ich den Auftrag ausführen. Ich tat es auch.

Du weißt es ja. Daß ich zu — euch kam, hing auch damit zusammen.

Stille. — „Maree — laß mich von dem nächsten allem schweigen. Es ist furchtbar, wenn man sieht, daß das ganze eigene Leben zerstört ist! Denn was nützte es, die paar Leute im Kaukasus geschützt zu haben — zu versuchen, den neuen Ideen Lebensmöglichkeiten abzurufen! Es war unmöglich. „Ich gehörte nirgends mehr hin.“

Frank hatte sehr leise gesprochen. Jetzt sagte er zögernd:

„Ja, das wollte ich dir sagen, Maree. Jetzt, bevor ich zurückgehe!“

Er hatte geredet, ohne aufzusehen. Auch jetzt blickte er sie nicht an. Es war still zwischen ihnen.

„Verstehst du, Maree“, murmelte der Mann endlich, „warum du alles wissen solltest? Du hast mir vertraut, und man darf mir nicht vertrauen! Es ist wirklich so, wie sie alle sagen!“

Er schwieg wieder. Dann, ohne den Kopf zu heben, stand er auf:

„Ich will jetzt gehen, Maree“, sagte er stotternd. Er sah sie sich plötzlich gegenüberstehen, sah ihr Gesicht, und etwas wie Erschrecken fiel ihn an. Maree hatte ein Lächeln in den Augen, zart und unbeirrbar.

„Maree, verstehst du denn nicht?“ murmelte er.

„Frank, ich möchte eins“, sie sah ihn an. „ich möchte dich so lieben können, wie das Mädchen dich geliebt hat, als du noch ein Junge warst . . .“

Maree, sei still, ich bitte dich. Du weißt nicht, was du sagst“, Franks Stimme ist heiser. „Du machst dir eine ganz falsche Vorstellung von mir. Du weißt nicht, wie wir gelebt haben! Du hast keine Ahnung — du bist ein Kind —“

„Warum willst du dich so furchtbar schlecht machen, Frank?“ Marees Stimme ist ganz tief und ruhig.

„Weil es so ist! Herrgott, weil ich tausendmal Schuld auf mich geladen habe. Und ich muß zurück, denn ich kann ihnen nicht wortbrüchig werden. Das wäre gleichbedeutend mit Tod. Ein paar brauchen mich vielleicht noch, im Kaukasus.“

„Und — dann?“

Er zuckt die Achseln:

„Dann? Heraus . . .“

Marees Hände gleiten in ihren Schoß. Sie atmet tief:

„Ich warte darauf, Frank“, sagt sie sehr einfach, „ach, Frank, du kannst es nicht wissen, aber versuche es doch ein wenig zu spüren — wie ich dich lieb habe! Ich kann es nicht ausdrücken. Ich weiß nur —“ sie spricht sehr leise und ein wenig bebend, „ich habe nichts mehr, was mir gehört — ich bin nichts mehr, als nur —“ sie bricht ab.

„Als was — Maree?“ fragt seine Stimme dicht neben ihr. Aber sie schüttelt den Kopf. In ihren Augen stehen Tränen.

„Maree — kleine Maree —“ Franks Kopf senkt sich tief, seine Hände halten die schmale Hand der Frau umklammert, „sag es doch! — — —“

„Frank!“ Maree spricht jetzt ganz leise, ihr Gesicht ist so nah dem seinen, daß er ihren Hauch spürt, „wenn du an mich glauben könntest . . . Es ist nichts mehr an mir, was nicht dir gehörte . . .“

Sie redet nicht weiter. Sie spürt seine Küsse auf ihrer Hand, sie hört seine Stimme, atemlos und stammelnd:

„Du — wirst — einmal da sein — ganz für mich?“

Er blickt auf, sieht ihre Augen, in denen noch Tränen stehen, sieht, wie sie beginnt zu lächeln . . .

Frank Offersdorf steht auf. Bleibt vor ihr stehen,

nimmt ihre Hand von der Lehne der Bank. Da erhebt sich Maree. Steht vor ihm, dunkel und schlank und fast kindlich gegen seine Größe. Und legt die Arme um seinen Hals. Und küßt ihn.

So stehen sie, Verzauberung hält sie umfangen. Bis Maree sich langsam aus seinen Armen löst. Sie legt die Hand über die Augen:

„Frank — wie lange bleibst du fort?“

„Ich weiß nicht bestimmt. Erst muß ich nach Moskau, dann gehe ich in den Süden . . .“

„Und es muß sein?“

„Liebste, ich kann nicht einfach auf und davon gehen — es sind Menschen da unten, die mir das Leben gerettet haben, denen ich helfen muß, die ich nicht einfach so im Stich lassen kann. Das bißchen Glauben, das sie sich in der Hölle noch bewahrt haben, darf nicht auch noch zum Teufel gehen! Sieh, das geht nicht!“

„Ja, Frank! Aber wie lange wird das dauern?“

„Ein — zwei Monate — länger bestimmt nicht!“

„So lange? Und höre ich irgendwie etwas von dir, in der ganzen Zeit?“

„Nein, Liebste, ich kann aus Rußland nicht schreiben, das wäre wahnsinnig gefährlich für beide Teile.“

„Es gibt auch niemand, über den ich etwas von dir hören könnte?“

„Ich weiß niemand . . . Nur, da fällt mir etwas ein . . . Es war so sonderbar, vorgestern abend. Bei euch am Tisch saß jemand, zu dem ich eine Beziehung habe — wenn auch nur sehr lose. Der einzige Mann aus unseren Kreisen, der mir immer mit Sympathie gegenüber gestanden hat, obgleich er viel älter ist als ich. Weißt du, wen ich meine?“

Maree hob im jähen Erstaunen den Kopf:

„Herr von Ratin?“

„Jawohl. Es ist ganz sonderbar zwischen uns. Er ist ja ein eigenartiger Mensch, der immer sehr viel weg war von seinem Gut. Er hat wohl die ganze Welt bereist, als Jäger — mit Forschungs Expeditionen. Wie ich noch ein Junge war, kam er manchmal zu uns, er ist vielleicht zwanzig Jahre älter als ich, und damals interessierte ich mich brennend für ihn. Ich durfte ihn auch ein paarmal besuchen, ich, ganz allein. In dem schlimmen Jahr, wie ich von zu Hause wegkief — war er auf Reisen. Und dann — viel später — hab' ich ihn ganz merkwürdig wiedergesehen. Es war nach dem Krieg. Da hab' ich ihn getroffen. Und es war genau, als ob die ganzen Jahre dazwischen nie gewesen wären. Wir standen uns gegenüber — beinahe wie früher. Es ist eine ganz seltsame Freundschaft zwischen uns. Gestern hab ich ihn aufgesucht, er ist ja jetzt für ein paar Monate in Berlin. So, wie es bei mir steht, wäre es bei jedem anderen Menschen eine Unmöglichkeit. Aber Ratin ist eben anders.“

„Weiß — er etwas — von mir?“

„Das glaube ich nicht. Obgleich — ich habe von dir gesprochen, er ahnt vielleicht. Ich vertraue ihm völlig. Und es wäre möglich — er hat Beziehungen zur ganzen Welt, natürlich auch nach Rußland — daß er auch über mich Erkundigungen bekommen könnte, wenn mir in Rußland etwas passieren sollte.“

„Frank!“

„Liebste, es wird ja nicht, sieh nicht so entsetzt aus — ich sprach doch nur von einer Möglichkeit. Du wolltest doch wissen, ob es jemand gäbe, von dem du etwas über mich hören könntest!“

„Frank, du mußt wiederkommen!“

„Zu dir!“

Sie schwiegen beide, fast atemlos. Vor dem Wunder, was Wirklichkeit werden könnte . . .

Dann sagt Frank leise:

„Und ich will Hans alles selber sagen, Maree. Es soll nicht so sein, daß du mit mir fortgehen müßtest, so

wie ich damals. Sollst du, Maree, im Falle eines Unglücks nicht, bevor ich da bin!“

„Nein, Frank — gewiß nicht! Zwei Monate — — wirst du daran denken — wie ich war?“

Noch einmal küssen sie sich. Zitternde stumme Küsse . . .

An dem See entlang geht der Weg zu dem Borortbahnhof. Man wartet auf dem Bahnsteig. Kalt und windig ist's. Frank hält ihren Arm, sie ist ganz in ihren Pelz gekauert. Und immer wieder gehen sie das kurze Stückchen vor der Wartehalle auf und ab. Grau fällt der Abend. Ein paar Menschen gehen herum, frieren und spähen nach dem Zug aus. Irgendwo tönt ein Signal . . .

Noch nicht — noch nicht . . . murmelt Maree in einem plötzlichen Entsetzen. Sie hört seine Worte, dicht neben sich, aber sie begreift ihren Sinn nicht mehr . . . „Mein Gott, nur nicht weinen“, spürt Maree, „er soll keine Tränen sehen . . .“

Tid Tid. Grell schneidet das Signal in die Stille. Die Menschen nehmen ihre Handkoffer auf, drängen nach vorn. Ein paar rote Lichter kommen träge um die Ecke.

Eine rote Mütze — aufgerissene Türen.

Ist es möglich, daß man zwei Stufen hinaufsteigt, und der andere bleibt unten?

Man sieht ein Gesicht, es ist unter einem, und eine Tür ist dazwischen . . .

Jemand hat die Scheibe heruntergelassen . . .

Die Hände — die Hände halten sich noch . . .

Jetzt werden überall die Türen zugeschlagen.

Das Gesicht — es verschwindet — mein Gott — — Worte — und man versteht sie nicht mehr . . .

Und das Gesicht, unter einem, die Gestalt, langsam schiebt sie sich nach rechts — ein Pfeiler geht darüber hin — da steht er noch einmal — jetzt — jetzt — —

Der Zug fährt.

Maree lehnt am Fenster. Es sind jetzt keine Tränen mehr da, keine Worte.

Nichts.

Sie schließt die Augen. Und fällt auf ihren Sitz zurück.

## 9. Kapitel.

Maree und Franziska Offersdorf saßen einander gegenüber in dem kleinen blauen Wohnzimmer. Franziska hielt den schlanken Körper sehr gerade, in ihrem Schmalen, überfeinen Gesicht mit dem weizenblonden Haar standen ein paar lichte, ein wenig müde Augen. Überhaupt sah sie aus, als sei immer viel zu viel auf sie eingestürmt; es hatte sie nie über den Haufen werfen können, aber vielleicht war ihr Mut schon früh gebrochen worden . . .

Vorhin waren sie durch den winterlich verschneiten Park gegangen, und Franziska erzählte, wie sie als Kind schon hier gespielt hatte . . . „Ich war die Prinzessin, und die Jungens waren die Räuber. Oder wir fuhren Schiff auf dem kleinen Teich drüben. Die Jungens hatten ein Kanu gebaut, es hatte immer so komische Löcher, wodurch das Wasser eindrang, und ich verdarb mir jedesmal die Sommerkleider und Mama schimpfte . . . aber herrlich war es doch . . .“

Franziska schwieg träumend, und Maree war stumm neben ihr hergegangen. Die Jungens, erzählte sie immer, die Jungens, — ach, dahinter stand stumm ein Name, ein geliebter, verfeimter. Aber Franziska nannte ihn nie. Und sie hatte ihn doch gut gekannt, auch später noch . . . Maree wurde von einer bebenden Unruhe erfasst.

Und nun saßen sie hier, in dem halben Dämmer, der Teetisch blinkte zwischen ihnen, und Franziska erzählte ruhig und halblaut von den Dorfkindern und ihren eigenen Tränen.

(Fortsetzung folgt).

Grausilbern flirrt und schwirrt ein Sperlingschwarm  
Im Sonnenschein aus knospenstarkem Flieder.  
Stiefmütterbeete leuchten bunt und warm.  
Aus einem offenen Fenster tönen Lieder.

Ein Kirschbaum strahlt, lichtweiß, noch ganz allein.  
Die Pappel blüht im Wind wie Silberquellen.  
Grausilbern flirrt der Schwarm im goldenen Schein  
Wieder hinaus ins Fliedertnospenhüllen.

Frida Schanz.

### Die Ente.

Von H. Groh.

Die Augen der schönen Wu Sao waren vom heftigen Weinen gerötet. Sie weinte, weil ihre Eltern sie dem Ki Hung Mai verlobt hatten, dem sehr reichen, aber sehr häßlichen, grausamen und alten Mandarin.

Kann denn die Maus, die in die Falle gelockt wurde, die Frage lieben? Wie sollte also Wu Sao für Ki Hung Mai Liebe empfinden?

Als der Werber mit Ki Hung Mairs Heiratsantrag sich den Eltern Wu Saos genähert hatte, hatten diese schlenkigst eingewilligt, denn wer hätte es auch wagen dürfen, den Antrag eines so mächtigen Mandarins abzulehnen? Was Wu Sao betrifft, so war sie, als sie die Nachricht von ihrer Verlobung erhielt, in Ohnmacht gefallen und als sie das Bewußtsein wieder erlangt hatte, hatte sie zu den Göttern um Tod gefleht, denn sie liebte ja nur Li Yang, den jungen Fischer, der, obwohl alles eher als reich, ihr versprochen hatte, ihr das Paradies auf Erden zu bereiten.

Als Li Yang, der Fischer, erfuhr, was die Eltern seiner Liebsten getan hatten, wurde er sehr traurig und sehr zornig. Anfangs war er fest entschlossen, auf der Schwelle ihres Hauses einen Selbstmord zu begehen. Nach einigem Nachdenken aber faßte er den Plan, die Tat auf der Schwelle seines glücklichen Nebenbuhlers Ki Hung Mai zu verüben. Auf jeden Fall aber wollte er sich rächen, denn welch tiefere Schmach kann es denn geben als einen Selbstmörder auf der Schwelle seines Hauses zu finden? Da aber Li Yang naturgemäß seinen Körper nicht gleichzeitig an zwei Stellen deponieren konnte und ihm die Wahl, welche vorzuziehen sei, zu schwer wurde, so ließ er ihn überhaupt am Leben.

Statt einen Selbstmord zu begehen, begab er sich zu seinem Freund Hong Li, dem Priester. Er fand diesen vor dem Tor des Tempels, den er zu behüten hatte, sitzen, seine unbelleideten braunen Beine unter seinem hellgelben Gewand gekreuzt haltend. Wie gewöhnlich war der heilige Mann damit beschäftigt, seine Andacht zu verrichten und er summt vor sich hin:

„Confucius, Confucius, wie groß war Confucius!  
Vor ihm gab es keinen Confucius. Seit ihm gab es keinen Confucius, Confucius, Confucius, wie groß war Confucius!“

Nachdem unser Li Yang seine sieben Kniebeugen getan und seine Stirn vierzehnmal gegen den Boden geschlagen hatte, richtete er endlich das Wort an den Priester.

„Ich bin in tiefster Verzweiflung“, sagte er. „Zürnen mir die Götter? Oder finden die Gebeine meiner Vorfahren keine Raft in ihren Gräbern? Oder warum sonst ist diese Sorge über mich hereingebrochen, die mir das Herz im Leibe zerfleischt?“

Hong Li war ein Mann der großen Weisheit und von wenigen Worten. Nach langem Nachdenken erwiderte er endlich: „Die Worte des Confucius sind folgende: Wüßen die Menschen die Leiden, die ihnen auferlegt sind, in Geduld ertragen, denn nur ihr sterblicher Körper kann leiden, ihre Seele aber kann von nichts betroffen werden.“

Diese weisen Worte hätten Li Yang zu jeder anderen Stunde vielleicht beruhigt, in dieser Stunde tiefster Herzensangst aber bedeuteten sie ihm nichts. „Heiliger Priester“, rief er aus, „jezt ist keine Zeit für eine Predigt. Entweder zürnen mir die Götter, oder meine Ahnen finden keine Ruhe. Sage mir rasch, was ich tun soll, um sie zu besänftigen. Hier ist Geld. Ich will auch mein Boot und meine Reife verkaufen und will mein Haus niederreißen, und das Material verkaufen, um dir das Geld zu geben, ich kann aber und kann nicht Wu Sao diesem Scheusal überlassen.“

Hon Li erwiderte nichts, sondern er sang nur ruhig seine Melodie weiter. Li Yang schwieg respektvoll, weil er wußte, daß der Priester nun Zwiegespräche mit den Göttern hatte. Endlich begann der heilige Mann zu sprechen und er sagte: „Wieviel Geld hast du, mein Sohn?“

Als Li Yang den Inhalt seines Geldbeutels — einige Goldmünzen, sauer genug erspart, — ausgeleert hatte, trat ein begehrliches Glitzern in die Augen des Priesters.

„Sicherlich werden die Götter die Bitte eines so freigebigen Mannes, wie du einer bist, mein Lieber, nicht verwerfen“, sagte er. „Mit diesem Geld will ich geweihtes Papier, Kerzen und Feuerzeug kaufen und ich werde dann das Papier auf dem Altar des Gottes des häuslichen Herdes verbrennen. Geh in Frieden

du weicht ja gar nicht, welchen Wunsch ich habe“, und Li Yang aus.  
Der heilige Mann schien ein wenig aus der Fassung gebracht, aber bald hatte er wieder seine sichere Haltung zurückgewonnen.  
„Nur Ruhe, mein körrischer Sohn“, sagte er, „wirst du mich lehren, wie ein Priester vorzugehen hat? Ich war gerade im Begriffe, dich um deine Wünsche zu fragen. Nun also?“

„Bete, heiliger Mann“, flehte Li Yang, „wie du noch nie zuvor gebetet hast, daß Ki Hung Mai nicht die schöne Wu Sao heiraten möge, die mich und nur mich liebt und deren Liebe ich aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele erwidere.“

Als der Priester den Namen des alten Mandarins vernommen hatte, änderte sich plötzlich sein Gesichtsausdruck. Sein Blick wich von den Goldmünzen, blieb dann für einige Augenblicke auf Li Yangs Gesicht haften, um dann zu den fernem Hügeln hinzuweisen. Der Schatten eines Lächelns, eines seltsam grausamen Lächelns verzerrte seine Lippen.

„Die Götter sind dir gnädig, mein Sohn“, sagte er dann, „und deine Ahnen schlafen ganz ruhig in ihren Gräbern. Ich befehle dir, ganz unbesorgt nach Hause zu gehen und dein Geld mit dir zu nehmen.“

Li Yang, obwohl von der plötzlichen Freigebigkeit des Priesters auf das Höchste überrascht, sammelte rasch seine Münzen und begab sich nach Hause, während der Priester in seinem leisen, ernsten Ton, der aber jetzt ein wenig triumphierend klang, sang:

„Confucius, Confucius, wie groß war Confucius! Vor ihm gab es keinen Confucius, seit ihm gab es keinen Confucius, Confucius, Confucius, wie groß war Confucius!“

In Wu Saos Heim wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit eifrig betrieben. Das rote Kleid wurde hergestellt, die roten Schuhe, der Kopfschmuck mit dem Schleier. Die rote Lebersänfte, in der die Braut zum Hause des Bräutigams getragen werden sollte, die Träger, sie waren schon für den für die Hochzeit festgesetzten Tag gemietet.

Im Hause des Mandarins Ki Hung Mairs nahmen die Vorbereitungen ebenfalls ihren Gang. Der alte Mandarin benahm sich gegen seine Dienerschaft noch grausamer als gewöhnlich und die Klinge seines Schwertes war oftmals vom Blut derjenigen gerötet, die sich seinen Befehlen irgendwie zu widersetzen wagten.

Am Vortag der Hochzeit besuchte ein Priester, der Tradition gemäß, das Haus der Braut. Der heilige Mann zeigte sich in bester Laune und er ließ sich alles, was dieses arme Haus zu bieten hatte, Früchte, Reis und Getränke, gut munden.

Als er gesättigt war, kniete er feierlich vor dem Bild des Gottes des häuslichen Herdes nieder und zog einen Bogen rotenfarbenen Papiers aus der Tasche, um ihn zu entzünden. Wu Saos Eltern sahen in ehrfürchtiger Bewunderung die Flammen rings um das Papier laufen und dessen Eden verzehren, während ein Teil des Mittelstückes noch unversehrt war. Dieser unversehrte Teil trug, wenn man ihn mit fantasievollen Blicken betrachtete, die Form einer Ente mit langem Schnabel.

Der Priester murmelte noch einige Gebete vor sich hin, dann erhob er sich. „Achtet gut auf diese Ente“, sagte er mit großer Feierlichkeit. „Die Götter verurteilen mir soeben, daß eure Tochter im Begriffe steht, sich zu verheiraten. Wenn der Hochzeitszug euer Haus verlassen haben wird, um sich zum Hause des Bräutigams zu begeben, gebet gut acht, daß der Führer des Juges es nicht veräumen möge, den Spuren einer Ente mit langem Schnabel zu folgen, wenn eines dieser heiligen Tiere zufällig euren Weg kreuzen sollte. Wenn er es unterläßt, so wird der Fluch eurer Vorfahren auf Euch und der Ehe eurer Tochter haften.“

Dann nahm der Priester Abschied. Die Eltern Wu Saos waren von seiner Weisheit, die ihnen diese wunderbare Botschaft übermittelt hatte, hingerissen und sie verwahrten das halbverbrannte Papier sorgfältig in dem Schrein, der auch das Bild des Gottes des häuslichen Herdes enthielt.

Am Hochzeitsabend wurde Wu Sao von den Frauen, die im Hochzeitszug mitgehen sollten, in die ganze rote Pracht gehüllt. Den Kopfschmuck setzte ihr die Mutter auf. Dann bestieg Wu Sao traurigen Herzens die rote Sänfte, aber ihr Weinen wurde bald vom Lärm der Cymbals und der anderen Musikinstrumente übertönt.

Die Prozession hatte die Straße der Tausend Segensprüche, in der das Haus des Bräutigams lag, erreicht, als Chang, der Anführer des Juges, plötzlich in höchster Verblüffung stehen blieb. Im Halbkreis der Straße hatte sich eine Ente dem Zug genähert, Chang ließ sofort den Zug Halt machen und er leuchtete mit seiner roten Laterne die Straße ab. Ganz nahe hielt er dann das Licht an die Ente, die erschreckt auch ihn neugierig betrachtete. Es war eine Ente mit außergewöhnlich langem Schnabel.

Chang war über alle Begriffe verduzt, er kannte aber den Befehl, der ihm zuteil geworden war. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, befahl er allen Teilnehmern des Hochzeitszuges, dem Weg zu folgen, den der Vogel einschlug, dessen Gesieder im Schein der vielen roten Laternen rosig erglänzte.

Ab und zu blieb die Ente stehen, wachte ihren Schnabel am Erdboden, um darauf wieder mit vergnügtem Schnattern weiter

Der Mann  
100stel  
es nimm  
Die Har  
Sie  
gefällige  
immer  
über ist

zu watscheln, gleich einem Tambour, der die Trommel schlagend einem Zug voranschreitet.

Der Weg, den der Hochzeitszug nahm, dem Vogel folgend, führte in die entgegengesetzte Richtung, in der das Haus des Bräutigams lag, aber Chang ließ sich das nicht bekümmern, denn er hatte unbedingt dem Befehl des Priesters Folge zu leisten. Der Götter Gnade und die Zufriedenheit der entschlafenen Vorfahren hatte sich ja in augenfälliger Weise dadurch erwiesen, daß die Vorausfrage des heiligen Mannes sich so genau erfüllte.

Durch enge Straßen und Alleen führte die Ente den Zug, dem Chang und hinter ihm die anderen folgten, Gebete zu Ehren Gottes vor sich himmelmelnd. Von Zeit zu Zeit feuerte Chang die Musikanten zu lebhafterem Spiel an, um die bösen Geister zu verschrecken, die sich vielleicht heranschleichen wollten.

Endlich schien der Weg vollbracht zu sein, denn die Ente blieb vor dem Tor eines Hauses stehen, schnatterte lebhaft und verfluchte dann den Kopf unter ihre Flügel. Der Zug machte vor dem Hause Halt, aus dessen Fenstern ein heller Lichtschein auf die Straße drang.

Die Sänftenträger entledigten sich ihrer Last. Da öffnete sich die Türe des Hauses und Li Yang, der junge Fischer, erschien auf der Schwelle, in Hochzeitsgewänder gehüllt. Er näherte sich eilig der Sänfte, öffnete deren Türe und Wu Sao, die schöne Braut, fiel mit einem glücklichen Aufschrei in seine Arme. Li Yang kostete erst ein wenig diese Situation aus, dann ergriff er Wu Saus Hand und führte das Mädchen in sein Haus. Während dieser Vorgänge hatte die Ente schon einen Augenblick ihr vergnügtes Schnattern eingestellt. Noch ein paar Schritte weit war sie dem jungen Paar ins Haus gefolgt, dann, als ob sie des Gesehenen voll auf befriedigt sei, setzte sie sich watschelnd wieder in Bewegung und das Dunkel der Straße hatte sie bald verschlungen.

Im Inneren des Hauses aber war alles für den Vollzug einer Trauung vorbereitet. Vor dem Schrein, der das Bild des Gottes des häuslichen Herdes enthielt, stand ein Tisch, auf dem sich Kerzen, Feuerzeug, zwei Hähne aus Zuder, das Symbol des häuslichen Glüdes, zwei mit Wein gefüllte Krüge und Schalen voll Honig befanden.

Wu Sao gelobte hier den Ahnen des Fischers Li Yang ewige Verehrung und Li Yang tat den Vorfahren seiner Braut dieselbe Ehre an. So waren die Beiden jetzt also Mann und Frau.

Drei Tage nach dieser Hochzeitsfeier besuchte der glückliche Li Yang den Priester Hong Li in seinem Tempel. Er fand ihn mit nackten gekreuzten Beinen, die ein gelber Mantel verhängte, vor dem Tempel sitzen, sich der Sonnenstrahlen erfreuend.

Li Yang vollbrachte seine sieben Kniebeugen und vierzehn Mal berührte er mit seiner Stirne den Erdboden. Dann sagte er endlich: „Ehrwürdiger, frommer und gelehrter Priester, sicher bist du ein Liebling des Confucius und aller Götter. Deine Augen sehen in die Zukunft von tausend Jahren, dein Geist besitzt die Weisheit von tausend Philosophen.“

Der Priester erwiderte nichts auf diese Lobeshymne und der junge Fischer fuhr fort zu sprechen: „Dank sei dir, o heiliger Mann, und dem Confucius und allen anderen Göttern, die die liebliche, die schöne Blume, die wunderbare Nachtigall mir für alle Tage singend und lächelnd ins Haus setzten. Aber das Begreifen deines Wurms von einem Diener ist weit von deiner großen Weisheit entfernt. Darum sei so gütig, mir zu erzählen, wie du dieses große Wunder vollbrachtest.“

Lange Zeit murmelte der Priester seine Gebete vor sich hin, ohne etwas auf die Worte Li Yangs zu erwidern, endlich sagte er langsam: „Der große Confucius sagt: eine üble Tat wird seinerzeit auf den Übeltäter zurückfallen! Li Hung Mai nannte einst meine ehrenwerten und braven Eltern „Hunde“. Ich war damals nicht mehr als ein Knabe, aber ich habe in Geduld auf meinen Tag gewartet. Nun habe ich meine Rache! Ich habe Li Hung Mai einer schönen Braut beraubt und habe ihn dem allgemeinen Gelächter preisgegeben.“

„Aber wie vollbrachtest du diese wunderbare Sache?“ beharrte Li Yang, „warum trugst du mir auf, alles für den Empfang meiner Braut vorzubereiten, wenn du doch wußtest, sie würde zu dem Haus des Li Hung Mai gehen? Wie kam es, daß sie statt dessen dann in mein Haus kam? Dies, heiliger Priester, kann ich nun und nimmer verstehen.“

Aber das Gesicht des Priesters huschte ein Zug, aus Verschämtheit und Lächeln gemischt. „Die Ente“, sagte der heilige Mann, „die Ente ist ein gar weißer Vogel und für einen Hochzeitsstag ein gutes Omen ... Außerdem ist es ja bekannt, daß sie stets einem Mann zu folgen pflegt, der vor ihr hergeht und ihr Futter streut.“

In tiefer Verehrung dieses Wunders an menschlicher Weisheit verließ Li Yang den Tempel, während Hong Li unbewegt fortfuhr, seine Lobpreisungen in singendem Tonfall vorzubringen:

„Confucius, wie groß war Confucius!  
Vor ihm gab es keinen Confucius, seit ihm gab es keinen Confucius. Confucius, Confucius, wie groß war Confucius!“

## Als der Motorradfahrer...

Von H. M. Frey.

Als der Motorradfahrer auf der Nebenbahn gefürzt war, blieb er vorerst, in seine Maschine völlig verwickelt, liegen, und seine Kollegen donnerten hart an ihm vorüber, wobei, es war in der Kurve, die rasenden Umbrehungen ihrer Räder das Material des Bahnbodens, lockeren, schwarzen Aschensand, in springenden und sprühenden Wellen über den Gefürzten warfen. Er wurde zugebedt von Staub und erdähnlicher Substanz, er bildete mit seiner Maschine einen schwarzen Hügel, es war, als sei er bereits begraben, er lag reglos. Aber wie, dann die Sanitätsleute mit der Wahre herbeigelaufen kamen, zeigte es sich, daß er aufstehen konnte. Er tat ein paar Schritte über die Bahn weg und auf den inneren Wiesenplatz. Sein schwarzer Lederanzug, sein brauner Sturzhelm spiegelten in der Hochsonnenhitze eines Dreihuhrnachtsmittags. Aber dann blieb er stehen, dann setzte er sich langsam auf die Wiese, dann waren die Hilfrischen mit der Tragbahre wieder dicht neben ihm. Sie verhandelten miteinander, es wurde deutlich, daß es darum ging, ob er sich auf die Tragbahre legen solle oder wolle oder ob nicht. Endlich hatten sie ihn soweit; aus der zögernden Art, mit der er sich wie in ein Bett legen ließ und ausstreckte, war zu entnehmen, daß er die Schwäche, die ihn überfallen hatte, lieber auf dem Wiesenboden überwinden hätte. Und er ließ sich auch keine zwanzig Schritte tragen, da setzte er sich hoch und sagte etwas. Die Männer hielten an und er stieg ab. Nun schritten sie alle weiter über den Wiesenplan, die leere Wahre bewegte sich mit ihnen vorwärts, dicht an ihrer rechten Seite schritt der Gefürzte. Fünf Mann im Ganzen: sie schienen auf der einjamen Trage immer noch etwas Wichtiges zu befördern, es war, als läge immer noch etwas darauf. Der junge Fahrer sah manchmal sinnend auf sie nieder, während er mit der linken Hand die rechte trug, als gehöre sie nicht mehr zu seinem Körper. Die fünf Menschen schritten langsam, die Sanitäter schienen sich nicht bewußt zu sein, daß sie ein leeres Gestell vorichtig und sinnlos dahintrugen. Die Behutsamkeit, die Feierlichkeit des Aufzuges, dem der Mittelpunkt völlig fehlte, hatte etwas ausgesprochen Verzerrtes — ein Eindruck, der zur Unheimlichkeit gesteigert wurde durch die exakte Durchführung der ins Nichts zielenden Handlung. Was da geschah, nahm sich aus wie eine läppische Gedankenlosigkeit, aber niemand von den zehntausend Zuschauern lachte. Ehe die Fünf, weit drüben, ihre Unterkunft erreicht hatten, verkündete der Lautsprecher bereits, dem Fahrer Kleinnichel sei glücklicherweise bei seinem Sturz nichts Schlimmes geschehen, er habe sich lediglich die Hand verstaucht und werde vielleicht sogar, bandagiert, heute noch am letzten Rennen teilnehmen können. Die Zuschauer hörten's mit Wohlwollen und Hochachtung und erlebten tatsächlich die Befriedigung, ihn im letzten Match wieder durch die Kurven toben zu sehen.

Aber dann, da man ihm besonders viel Genuß verdankte, spürten ihm einige nach und fanden ihn auf dem Sattelplatz liegen neben seiner Maschine im Gras. Er schien doch recht geschwächt. Es kümmerte sich niemand um ihn; was in seiner nächsten Nähe war, diese Fachleute, die beschäftigt waren mit der Herbe der ramponierten, ausgepumpten, verbeulten Maschinen. Die für ihn übrig hatten, standen getrennt von ihm durch eine Umzäunung und wispelnd über sie gebeugt. Er war gerade daran, ungeschickt mit der linken Hand die Bandage der rechten zu lösen. Sie war schwarz vom Schmutz der Wäde, mit der ihn die letzte Fahrt beworfen hatte. Der rotgeschürzte, hochgeschwollene Handrücken kam zum Vorschein, die Finger hatten etwas von prallen, kleinen, geflochtenen Würsten. Er betrachtete alles genau. Genau betrachteten auch alles seine Zuschauer. Sie sahen ihn mühselig mit der linken Hand — die andere war weit weggestreckt, wie beiseite gelegt ins kühlende Gras — nach der rechten Hoptastache suchen. Er mußte sich durch das Lederzeug, das er immer noch trug, an die Tuchhose heranarbeiten. Dann brachte er seine Geldbörse zum Vorschein. „Sein Geld will er zählen“, sagte jemand leise, in großer Achtung, denn daß einer unter solch mißlichen Verhältnissen sachlich Kassensurz macht, war besonders imponierend. Er machte den Sturz, er machte ihn sehr einfach, er schüttelte, selbstam unbekümmert, den ganzen Inhalt der Börse, es war viel Messing darunter, auf die Wiese. Und suchte unter all dem Metall einen Ring hervor. Den Ring wollte er an den rechten Mittelfinger schieben. Der Versuch mißlang, der Finger war viel zu stark angeschwollen. Der Arzt, von dem der Ring wohl entfernt worden war, hatte die Entwicklung richtig vorausgesehen. Der junge Fahrer zögerte, schüttelte den Kopf, es war, als sei dies das Schlimmste, was ihm habe zustoßen können. Dann begnügte er sich damit, den Reiß über den kleinen Finger zu stülpen, der ihm genug Halt verlieh, weil auch er aufgetrieben war. Damit schien die Angelegenheit, unvollkommen freilich, erledigt zu sein. Der junge Mann begann mit mürrischen Griffen die Münzen vom Boden, ohne sie zu zählen, in die Börse zurück zu sammeln. Und jemand sagte aufatmend und laut, um gut gehört zu werden: „Einen gesunden Überglauben, wenn wir den nicht hätten, dann wär's gefehlt!“